



Die Teilnehmer der Summer School lernen aus der Geschichte ihrer Länder, um sie zu verändern. Fotos: N. Clauss

Noch Feinde - schon Freunde?

Die Last der Vergangenheit und der Blick nach vorn: **junge Europäer und Asiaten** auf dem Weg in eine gemeinsame Zukunft

Wäre es nicht besser, wenn der Fall der koreanischen ‚Trostrfrauen‘ vor dem Internationalen Strafgerichtshof verhandelt würde?“, fragt Yu aus Japan und wartet auf eine Reaktion des koreanischen Professors Moon, der auch Chefredakteur der internationalen Politikzeitschrift Global Asia ist. In Seoul diskutiert Yu zusammen mit 20 jungen Erwachsenen aus Japan, Südkorea und China sowie aus Deutschland, Frankreich und Polen zum Thema „Nations and Identities“. Das Treffen gehört zum Exchange Program for Regional Integration in East Asia and Europe (EPRIE). Ziel der Summer School ist der Austausch zwischen Nachbarländern, deren Beziehungen durch ihre kriegerische Vergangenheit geprägt und belastet sind. So wartet Korea bis heute auf eine Entschuldigung Japans und die Entschädigung für die koreanischen „Trostrfrauen“, die zur Prostitution für das japanische Militär gezwungen wurden.

Die Vergangenheit ist allgegenwärtig

In Tokyo absolvierten die Teilnehmer in diesem Sommer zunächst ein interkulturelles Training, denn in Europa und Asien werden Diskussionen sehr verschieden geführt. Da ist es wichtig, die Kultur des Gegenübers zu verstehen, um Konflikte zu vermeiden. In Workshops und Seminaren ging es anschließend um Themen wie die regionale Identität in Zeiten der Globalisierung, den Nationalismus in Ostasien und die Kooperation und Zusammenarbeit in Europa. Gemeinsam besuchten die Teilnehmer Orte wie den umstrittenen Yasukuni-Schrein in Tokyo, wo alle gefallenen Soldaten Japans geehrt werden – auch die verurteilten Kriegsverbrecher, was China und Korea regelmäßig kritisieren.

So weit der Blick der jungen Erwachsenen auch in die Zukunft gerichtet ist, die Vergangenheit bleibt doch allgegenwärtig. In Europa sehen die Teilnehmer die Aussöhnung zwischen Frankreich, Deutschland und

Ein regionales
Geschichtsverständnis
als Weg
zur Aussöhnung

Polen weit vorangeschritten. Das treffe vor allem für die Regierungsebene zu. Im Privaten dagegen, sagt Joanna aus Polen, seien die Wunden durchaus noch nicht verheilt. Dabei wird auch Willy Brandts Kniefall von Warschau zitiert, das berühmte Symbol der Bitte um Vergebung für die deutschen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg. In Asien wiederum gab und gibt es keine vergleichbaren Gesten von offizieller japanischer Seite gegenüber China oder Korea. Der Vorschlag von Yu in der Frage der „Trostrfrauen“ ist daher ein konstruktiver Versuch, in der Aussöhnung zwischen den Ländern voranzukommen. Professor Moon nimmt den Vorschlag auf, gibt aber zu bedenken: „Die Verhandlung vor einem internationalen Gerichtshof wäre möglich, aber beide, Japan und Korea, würden am Ende als Verlierer dastehen.

Statt einer juristischen muss eine politische Lösung gefunden werden. In Europa herrscht ein regionales Geschichtsverständnis, in Ostasien sind wir dagegen im nationalen Denken verhaftet – das gilt es zu überwinden, wenn wir uns aussöhnen wollen.“ EPRIE trägt mit seinen jungen Teilnehmern dazu bei, die Aussöhnung zu fördern, indem es die regionale Perspektive in den Vordergrund rückt. *jh*

Programm und Partner

Das Exchange Program for Regional Integration in East Asia and Europe (EPRIE) wird vom Korea-Verband aus Berlin durchgeführt, wichtigster Unterstützer ist die Robert Bosch Stiftung. Die 21 Teilnehmer aus Europa (Frankreich, Deutschland, Polen) und Ostasien (China, Südkorea, Japan) arbeiten im Juli 2015 in Seminaren und Workshops zum Thema „Nations and Identity“. Nach der Summer School bleiben sie dem Programm als Alumni verbunden; auf diese Weise wächst ein multilaterales Netzwerk für Austausch und Verständigung. Weitere Partner des Programms sind: Friedrich-Ebert-Stiftung, Yonsei University Seoul, East Asia Foundation.



Professor Moon: In Ostasien müssen wir das nationale Denken überwinden.

Schulen im Aufbruch

School Turnaround: Stiftung hilft Schulen in kritischer Lage, einen Neuanfang zu wagen.

Seit zwei Jahren unterstützen die Robert Bosch Stiftung und die Berliner Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft zehn Schulen, die in sozialen Brennpunkten Berlins ihren Bildungsauftrag nicht mehr erfüllen konnten.



Petra Serbe

Die Schüler erzielten im Unterricht schwache Ergebnisse, fehlten oft oder verließen die Schule ohne einen Abschluss. Die Schulen hatten nur noch wenige Anmeldungen. Mit dem Förderprogramm School Turnaround soll nun die Wende gelingen. Wie zuvor bei vergleichbaren Ansätzen in New York City, England und den Niederlanden sind nach zwei Jahren auch in Berlin erste Erfolge sichtbar. Eine Zwischenbilanz mit Petra Serbe, Leiterin der teilnehmenden Bücherwurm-Grundschule in Berlin Marzahn-Hellersdorf.

Seit 2013 nimmt Ihre Schule an dem Programm School Turnaround teil. Warum brauchen Sie Unterstützung?

Ich war Konrektorin und noch in der Probezeit, als unser Schulleiter erkrankte und länger ausfiel. Das Kollegium versuchte, diese Zeit selbstständig zu überbrücken. Aber das gelingt immer nur für eine begrenzte Zeit, denn eine Schule ist nur so gut wie ihre Leitung. Sie geht voran und sagt, wo es langgeht. Das hat uns komplett gefehlt. Erschwerend hinzu kam ein hoher Krankenstand im Kollegium, der zu einem hohen Unterrichtsausfall führte. Die unzufriedene Elternschaft beschwerte sich ständig im Schulausschuss und Zeitungen berichteten: Hier geht nichts mehr, nicht einmal der Unterricht läuft ordentlich.

Zwei Jahre später ist die erste Phase von School Turnaround abgeschlossen. Welche positiven Auswirkungen gibt es?

Die Frage der Schulleitung ist geklärt. Wir haben zudem eine feste Steuergruppe installiert, in der verantwortliche Kollegen mit der Schulleitung einzelne Themenbereiche der Schule vorantreiben. Beispiele sind die Schulprogrammentwicklung und die Unterrichtsentwicklung. So haben wir einen Steuermechanismus für die gesamte Schule eingerichtet. Und: Obwohl wir uns in einem sozial schwierigen Umfeld befinden, gab es keinen Schulsozialarbeiter. Dank School Turnaround haben wir seit April eine Schulstation für Kinder, die besondere Unterstützung benötigen.

Wie reagieren Schüler, Eltern und Lehrer auf die Veränderungen?

Die Schüler einer Grundschule geben eher wenig Feedback. Alle sechs Wochen findet eine Elternversammlung statt, auf der ich zu Gast bin. Die Eltern beobachten die Entwicklung sehr genau und unterstützen uns, wo sie können. Der Ruf der Schule hat sich deutlich verbessert und eine größere Schulfriedenheit ist erkennbar. Der Krankenstand im Kollegium ist deutlich zurückgegangen.

Das Programm wird fortgesetzt. Welche Schwerpunkte setzen Sie für die kommenden zwei Jahre?

Die Schulstation soll personell aufgestockt werden. Außerdem wollen wir die Straße vor unserer Schule in eine verkehrsberuhigte Zone umwandeln. Bislang müssen wir die Kinder zu unseren Sportgebäuden auf der anderen Straßenseite begleiten und stellen dafür sogar pädagogisch ausgebildete Kräfte ab. In der Schulleitung wird die Konrektorenstelle neu besetzt. Und zur Unterrichtsentwicklung nehmen Kollegen an einer Lernwerkstatt teil, die dem gesamten Kollegium zugutekommen soll. Für uns nutzen wollen wir auch die Vernetzung mit den anderen Schulen, die an School Turnaround teilnehmen, um aus deren Erfahrungen zu lernen.